

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

119 (25.5.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 21

...sondern auch den Agent, Konflikt und Dialekt feiner. Das die Gebirgsleute dabei keine Rolle spielt, geht daraus hervor, daß das Kind die Sprache erlernt, die es von Geburt an zu hören bekommt. Das Kind lernt die Sprache in erster Linie durch Nachahmung. Taube Kinder bleiben daher stumm und blind geborene lernen später sprechen als sehende. Die Worte werden mit den Vorstellungen der Gegenstände etwa von Beginn des zweiten Lebensjahres an assoziiert verknüpft.

Ein 1½ Jahre altes Kind soll nach Untersuchungen, die nach dieser Richtung hin gemacht worden sind, etwa 40 Gegenstände benennen können, ein 2 Jahre altes etwa 300—800. Im dritten Lebensjahre erfährt der Sprachschaff des Kindes eine außerordentliche Bereicherung. Ein amerikanischer Gelehrter fand, daß in den beiden ersten Lebensjahren die Haupt- und Zeitwörter die Eigenschaftswörter erheblich überwiegen. Ein 19 Monate alter Knabe konnte im ganzen 115 Wörter sprechen. Von diesen waren 60 Prozent Hauptwörter, 20 Prozent Zeitwörter, aber nur 11 Prozent Eigenschaftswörter. Daneben besaß er 4 Amtswörter und 6 Ausrufungswörter; die Bindewörter, Verhältniswörter und Füllwörter fehlten gänzlich. Die Verstümmelung und Entstellung der Worte, die für die Kindersprache so charakteristisch ist, hört meistens erst gegen Ende des fünften Lebensjahres auf.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Der Realismus auf der Bühne hat jüngst im Londoner Staltheater eine ganz andere als die angestrebte Wirkung erzielt. Man spielte ein ägyptisches Melodrama von Alfred Calmar: Das Urteil des Pharaos. Im dritten Akt war der Feld den wilden Tieren preisgegeben; man hatte ihn zu diesem Zwecke in die Wüste geschickt und an einen Pfahl gebunden. Stöhnend und jammend erzählte er, daß er bereits die funkelnden Augen der Löwen sehe und das furchtbare Brüllen der Bestien höre. In diesem Augenblick sprangen zwei große Tiere auf die Bühne; es waren zwei Hunde, die man recht realistisch mit wirtlichen Löwenfellen bekleidet hatte. Unglücklicherweise begannen aber die beiden Hunde gar lieblich mit dem Schwanz zu wedeln und lustig zu bellen, und dann kam das Schlimmste — anstatt ihre Beute anzugreifen, stellten sie sich an den Pfahl, hoben je eine Pfote, und . . . der Vorhang mußte rasch fallen.

Richard Strauß und die Tänzerin. Von der Generalprobe zu Richard Strauß' Oper Salome an der Pariser Größen Oper weiß, wie die Berliner Börsen-Zeitung berichtet, ein Pariser Blatt eine niedliche Geschichte zu erzählen. Wir erfahren aus ihr, sofern die Erzählung des Pariser Blattes auf Wahrheit beruht, daß es Wilhelm II. gemein ist, der für die Salome des Berliner Opernhäuses das Kostüm entworfen hat. Auf den bisherigen Proben hatte die französische Tänzerin, welche die Sängerin der Salome bei dem Tanz mit den sieben Schleiern vertritt, Mlle. Truchanow, die Rolle ohne das eigentliche Kostüm probiert. Als man ihr nun auf der Generalprobe das „Gewand“ der Salome brachte, genau dem Kostüm nachgeprägt, das Krl. Deßim trägt, geschah etwas Unerwartetes: die französische Tänzerin lehnte es ab, das Kostüm anzuziehen, mit der Begründung, daß sie in solchem Aufzug nicht vor das Publikum trete. Richard Strauß gab sich alle Mühe, die aufgeregte Dame zu beruhigen, aber es fruchtete nichts. Mlle. Truchanow blieb bei ihrer Ansicht. Da spielte denn der deutsche Hofkapellmeister, der sich gar nicht mehr zu helfen wußte, den letzten großen Trumpf auf und rief:

„Mademoiselle, erfahren Sie denn, daß Kaiser Wilhelm es selber war, der das Kostüm der Salome zeichnete, und daß er persönlich sich der Mühe unterzog, die richtigen Nuancen hineinzubringen, — also . . .“

Aber die Tänzerin ließ den Komponisten garricht zu Ende reden. „Nein“, unterbrach sie ihn, „der deutsche Kaiser hat dieses Kostüm gezeichnet? — Nun, da können Sie ihm von mir bestellen, daß er ein etwas felsamer Kostümzeichner ist!“

Sprachs- und lieh die anderen verblüfft stehen. Richard Strauß traute kaum seinen Ohren . . . Schließlich gab die Tänzerin sich aber doch zufrieden und zog das Kostüm an. — Neuerdings zeigt Mlle. Truchanow, dem Neuen Wiener Tagblatt zufolge, in mehreren Pariser Blättern an, daß sie ihre Mitwirkung bei den Aufführungen der Salome eingestellt habe; und motiviert dies in folgender Weise: In der vierten Aufführung begehrte Herr Richard Strauß, daß ich am Ende der Vorstellung nicht auf der Szene erscheine, um dem Publikum zu danken. Er fand, daß die Tangkunst eine inferiore Kunst sei, der diese Ehre nicht gebühre. Ich antwortete, wenn es etwas inferiores gebe, so sei dies das Komödiantenhafte eines Mannes von Talent, oder der es zu sein glaubt, alle Abende auf die Bühne zu kommen und sich vor dem Publikum zu verneigen, welches das nicht verlangt.“ — Mlle. Truchanow ist jedenfalls eine recht schlagfertige Dame.

Gesundheitspflege.

Die Ungefährlichkeit von Bier und Wein. Bei den vielen Angriffen, die in letzter Zeit auf den Alkohol auch in Form von Bier und Wein gemacht werden, ist eine Stimme höchst beachtenswert, die nach sorgfältig angestellten Versuchen beide verteidigt. Hofrat Dr. Krämer hat nämlich in der Münch. Medizinischen Wochenschrift festgestellt, daß bei einer ganzen Reihe von Erkrankungen der Alkohol in Form von Bier und Wein nicht die Rolle zu spielen scheint, welche man ihm sonst zugewiesen pflegt. Selbst wenn man jedes Glas Bier und jedes Glas Wein als Mißbrauch bezeichnet, so wird das Verhältnis zum Kaffee und Tee und Nikotin kein anderes, da man dann konsequenterweise auch jede Tasse Kaffee oder Tee und jede Zigarre als Mißbrauch hinstellen muß. Für viele Menschen ist ein Liter Tee oder ein Liter Kaffee, täglich getrunken, viel gefährlicher als ein Liter Bier. Für viele bringen mehrere Zigarren täglich mehr Beschwerden als zwei Glas Bier. Allerdings haben Schampus, Puzel und verälschte Alkohole, wie sie von der ärmeren Bevölkerung genommen werden, höchstwahrscheinlich eine viel bedenklichere Wirkung auch auf den Magen und Darm.

Aus dem Tierleben.

Tonempfindungen bei Tieren. Daß höhere Tiere in gewissem Maße Tonempfindungen zugänglich sind, ist längst bekannt. Wie weit das geht, kann man ersehen aus den Versuchen, die Dr. O. Kallischer mit Hunden angestellt hat und

gest hervor, daß Hunde ein sehr feines Gehör erlangen können, wenn sie darauf abgerichtet werden, und sogar absolutes Tongefühl in geringem Grade besitzen, das heißt gewisse Töne ganz genau wiedererkennen können. — Die Unterscheidung hat Kallischer dabei bis zu halben Tönen bringen können. — Schwieriger als bei so hochstehenden Tieren sind die Versuche bei niederen Tieren. Da begnügt man sich schon mit einer Feststellung, ob Schall oder Geräusch überhaupt von den Tieren wahrgenommen wird. Bei Fischen hat Jennek erwiesen, daß sie auf Schallprompt reagieren. Freilich war dabei nicht entschieden, ob die Fische, welchen die Schmelde, das schallempfangende Organ fehlt, mit dem Labyrinth die Schallwellen wahrnehmen. Herr S. Piper hat diese Frage direkt zu lösen gesucht, indem er an Fischen das elektromotorische Verhalten des Labyrinth bei Einwirkung von Tönen untersuchte. Seine Ergebnisse entsprechen dem von Kühne für die Reihhautströme angegebenen „Gesetze der konstanten Spannungsänderung“. Die Fische nehmen den Schall also direkt mit dem Labyrinth wahr.

Allerlei.

Von amerikanischer Reklame liest man in den Lectures pour Tous: Originell war sicher die Methode des Herrn Russell, Direktors des Imperial-Theaters in St. Louis; an allen Straßenecken, in jeder Kneipe konnte man eines schönen Morgens lesen, daß Herr Russell dringend 500 lebende Katzen haben müsse und für jedes Tier ein Freibillett geben wolle. Alles, was in St. Louis keine hatte, Straßenjungen, Ausläufer, Dienstreute und Kutscher, begann sofort eine wilde Hetzjagd auf Katzen. Wo sich so ein ahnungsloses Tier blicken ließ, erstand ein Wehkrei, alle Katzen, graue und weiße, gefleckte und gestreifte, wurden verfolgt. Zur Mittagszeit hatte Herr Russell seine 500 Katzen. Nun wurde jedem Tier ein prächtiges Wund um den Schwanz gelegt, auf dem in den schönsten Lettern zu lesen war: „Von Montag ab!! Sensationelles Stück!! Die Katzenlaue!!“ Dann ließ man die Tiere los, und die improvisierten lebendigen Theaterviertel überfüllten ganz St. Louis und wußten mit ihrem ungewohnten Schwanzschmuck einen Heidenlärm. Aber von diesem Tage an riß man sich um einen Platz im Imperial-Theater.

Natürlich hat sich die Phantasie der Reklamefabrikanten auch der Schaufenster bemächtigt; man begnügt sich nicht mehr, die Ware einfach zu zeigen; in größter Anschaulichkeit müssen ihre Spaltbarkeit und alle ihre Vorzüge vor Augen geführt werden. Ein Regenmantelfabrikant hat sein Schaufenster förmlich in ein Brausebad umgewandelt. Eine junge Dame in reichster Gesellschafts toilette zieht einen wasserdichten Mantel an, die Schleusen werden geöffnet und zehn Minuten lang rauscht das Wasser über sie hin. Dann schlägt sie den Mantel zurück und jedermann kann sich überzeugen, daß sie nicht naß geworden ist. Alles kauft nun diese Prachtmäntel. In Newport sah man vor wenigen Wochen eine junge Dame an einem Rettungsseil vom siebzehnten Stockwerk eines Wolkenkräfers herabklettern. Sie tat das nicht aus Freude am Klettern oder aus gymnastischer Leidenschaft. Ein Rettungsseilfabrikant hatte dieses Verfahren gewählt, um sein neues Seil bekannt zu machen.

Eine andere Reklame leistete sich vor kurzem ein New Yorker Blatt. Eines schönen Tages öffnet sich häufig die Türe der Expedition und heraus stürzen zwei Araber im weißen Wurnus und eine tiefverschleierte maurische Frau. Der ältere Araber gerät die sich neugierig Frau während am Arm fort; der jüngere steht einen Augenblick still und folgt mit drohend funkelnden Blicken dem Tun des anderen. Wütend auf der Straße zieht der ältere plötzlich einen Dolch und sticht sinnlos auf die unglückliche Frau ein, indes der jüngere Araber seine Pistole aus dem Gürtel reißt. Das Straßenpublikum ist entsetzt, man hört Schreie, einige Araberbesitzer fliehen, alles glaubt an ein blutiges Drama, der Tumult ist beispiellos. Aber zum Erstaunen der Zuschauer bleiben die drei unbeweglich stehen, in schönster Pose, als handelte es sich um ein lebendes Bild. Plötzlich öffnet der Pseudomörder seinen Mund und schreit im schönsten Englisch, was man hier sehe, das sei eine Szene aus dem großen Roman Der rote Dolch, mit dessen Veröffentlichung das Blatt heute beginne. Die Szene wurde in allen belebten Straßen wiederholt. Am Abend stürzte ganz Newport sich mit Feuereifer auf die Rekläre der schönen Dichtung.

Humoristisches.

Ein Knabe fällt beim Spiele in den ziemlich tiefen Schloßweiher. Rasch entschlossen wirft ein Leutnant, der sich in der Nähe befindet, den Säbel ab, springt nach und rettet den Ertrinkenden. Da geht Serenissimus vorüber; der durchdrängte und schmutzige Leutnant macht Front. Serenissimus mustert ihn sehr erkant. „Verzeihen, Hoheit, habe soeben ein Kind aus dem Wasser gezogen.“ — „Gut schön, für schön“, meint Serenissimus, „aber, äh, wenn Sie nächstens wieder Knaben aus dem Wasser ziehen wollen, legen Sie, bitte, erst Zivil an!“

Ein Urmüdniker studiert im Bräuterei die „Neuesten“. „Freilich, äh, dös deutsche Na—onalgefil“, sagt er. „Wissen Sie denn überhaupt, was det is?“ fragt ein Berliner neben ihm ironisch. „Deutsches Rationalgefil is dös zum Beispiel: Jetzt seh'n S' da in Rinta, und sam a Preis' und freff'n oam d' letzte Sagen weg, und loa Mensch tuat Gahna was!“ (Simpl.)

Humor des Auslands.

„Gib mit den Proviantkorb, Frau. Siehst du nicht, daß wir uns sicher im Gebirge verlieren werden?“ — „Weshalb bist du denn in solcher Eile?“ — „Ich will zur Beerdigung meines Ghefs, und ihm ist nichts so verhasst wie Unpünktlichkeit!“ — „Fraulein Kell, wenn Sie mir Ihre Hand verweigern, weiß ich nicht, was ich tun soll.“ — „Well, daraus können Sie mit keinen Vorwurf machen; Sie hätten irgend etwas lernen sollen.“ — „Sie scheinen den Tod ihres ersten Mannes jetzt bezwunden zu haben.“ — Er: „Ja, aber ihr zweiter Mann noch nicht.“

Buchdruckerei und Verlag des Volkstreu, G. & U. C. C., Karlsruhe i. B.

Ein Vermächtnis.

Von C. Damm.

Ich bin in meiner Jugendzeit als lustiger Handwerksbursche sehr viel gereist. War das Geld knapp, so fing ich zu betteln an. Ich hatte immer leidlich Glück, so daß ich der heiligen Hermandad nicht in die Hände fiel. Am liebsten berichte ich Gegenden, die recht geizig waren, da ich für Gebirge eine besondere Vorliebe hatte. Nicht weil in den Bergen die Freiheit wohnt, sondern weil die Menschen, die über dem Klattland wohnen, viel natürlicher, in ihren Sitten und Gebräuchen ganz andre sind, als die Bewohner des Plattlandes.

Es mögen jetzt 20 Jahre her sein, da berichte ich die Suedeten und kam auf meinem Marsche in das österreich-schlesische Städtchen K. Ein allerliebtes Städtchen mit circa 12—14 000 Einwohnern. Dort wollte es der Zufall, daß ich Arbeit bekam. Ich hatte dieselbe auch sehr nötig, denn ich sah in der Tat nicht sehr empfehlenswert aus. Der Not gehorchend, nahm ich die Arbeit an, trotz des niederen Lohnes, den man in jener Gegend zu zahlen gewohnt ist. Das Städtchen K. ist sehr industriereich, vorwiegend ist die Textilbranche mit circa 4000 Arbeitern, die ein sehr trauriges Dasein fristen. Der Kapitalismus hat diesen armen Menschen ein Gebräuge gegeben, das sich trotz der gesunden Luft in ihren Lungen wiederpiegelt. Aus ihrem Antlitz spricht eine Welt voll Resignation von verlorenener Energie, verbrauchter Lebenskraft und unsäglichem Elend. Worrtag sämlichen diese Menschen ihre Pfaffen und ergeben sich zu Gruppen vor dem Städtchen an der Luft. Die köstliche Luft kühlte diesen Armen wenigstens die verhauchten Lungen, wenn sie auch nicht den Magen zu füllen vermag. Im Wintergrunde des Städtchens erheben sich die blauen Berge der Suedeten, die sich wie eine endlose Kette in die Ferne ziehen, um als Wolfengebirge zu verschwinden. Majestätisch erhebt sich der Altarator aus ihrer Mitte wie ein Riesengigant, als Wahrzeichen der gewaltigen Revolutionen der Erde, die solche Giganten erziehen lassen. Eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt erhebt sich ein Berg, genannt der Burgberg! Hier befindet sich eine Wallfahrtskirche, die im Sommer das Ziel vieler Tausenden von Pilgern ist. Eine halbe Stunde weiter sieht man auf einem ziemlich zugespitzten Berggipfel eine alte Ruine, die Schellenburg genannt. Der Sage nach soll diese Burg zuletzt von Nibelungen bewohnt gewesen sein und noch viele Schätze bergen. Diese zwei Berge waren das Ziel meiner häufigsten Wanderungen. Hier mischte ich mich oft unter die Scharen der Pilger und beobachtete sie. Singend und betend kamen diese Pilger den heißen Berg herauf, vor jeder Kreuzstation halt machend und ein neues Gebet murmelnd. Stunden vergingen oft, ehe sich ein Zug vor der Kirche anlangte, und die Kirche war klein, sie sagte nicht all die Menschen, die hier Seelentrost und Erlaubung hofften. So ließ man sich vor der Kirche nieder. Gleich der Bergpredigt erschien dann ein Kapuzinerpater und hielt auf erhöhtem Sitz den Pilgern die Predigt. Ehrfurchtsvoll neigte die Menge das Haupt und lauschte stumm dem berebten Munde. Stundenlang lauschte die Menge den Worten, die so salbungsvoll aus dem Munde des Paters flossen und weise dem, der laut einen Zweifel darin gehabt hätte. Das waren Janatside, aber keine bedenkende Menschen.

Neben der Kirche befanden sich drei Wirtschaften. Waren die kirchlichen Zeremonien vorüber, dann ging ins Wirtschaftshaus, um den strapazierten Leib zu stärken. In solchen Tagen hatten die Wirte alle Vorbereitungen getroffen. Die Qualität des Weines wurde in die Quantität verhandelt, die Wirkungen schon ausgefrischt, die Waden stiegen um einen Kreuzer im Preise, die warmen Speisen wurden mit Paprika beizelt, um den Durst zu reizen und noch anderes mehr. In solchen Tagen war ein Leben und ein Krubel, wie auf einem Jahrmarkt. Da standen zwei Reihen Buden, in denen alles feilgeboten wurde. Gebetsbücher, Rosenkränze, Stapuliere, Hüte, Kämme, und alle erdenklichen Sachen bis ins kleinste Detail. Ein jeder kaufte ein Andenken von der geheiligten Stätte und feilte hier nicht so im Preise, wie sonst im täglichen Leben. Die Paters freuten sich besonders. Der Opferkasten war da reichlich gefüllt, man die weiße Wachskerze verbrannt und in Nom stieg man im Ansehen ob des reichlichen Peterpfennigs. Die guten frommen Herren verstanden es, ein Geschäft zu machen. Die Kirche glich in ihrem Innern einem Feenpalast voll überschwänglicher Pracht, äußerlich dagegen sah sie höchst notdürftig aus und dieses Kapitel spielte in jeder ihrer Predigten eine Rolle. Reichliche Geldspenden flossen der Kirche zu, aber zum Renovieren gehörte noch mehr Geld, und so blieb das Wenigere immer notdürftig.

Es war ein heißer Sonntag im Juli. Von einer Fußpartie aus dem Altalergebirge zurückkehrend, passierte ich die Schellenburg und ließ meinen Blick noch einmal von dieser Ruine aus über die herrliche Gegend schweifen. Doch mitten im Genuß des Schauens hörte ich ein lautes Stöhnen. Momentan überriefte mich ein Schauer, doch das Stöhnen, das von einem Menschen herüber, wiederholte sich. Ich ermannete mich und ging der Ursache auf den Grund. Da gewahrte ich in dem bis auf einen Meter verschütteten Burgbrunnen einen mit Blut übertrübten älteren Mann. Ich rief laut um Hilfe, aber umsonst! Niemand wollte in der Nähe. Was sollte ich tun? Mit der Wehligkeit der Jugend schwang ich mich in den Brunnen und hob mit Aufwand aller meiner Kräfte den Verunglückten heraus. Es war eine mühevoll, gefährliche Arbeit, aber es gelang mir, indem ich meine Stellung durch Steine unter meinen Füßen erhöhte. Als ich das Antlitz des Verunglückten in der scheißenden Abendsonne betrachtete, gewahrte ich recht intelligente Züge. Der Kleidung nach mußte dieser Mann den besseren Ständen angehören. Ich reinigte sein Antlitz mit Gras und meinem Taschentuch und fand, daß er eine fürchterliche Wunde an der oberen Schädeldede hatte. Was nun jetzt tun? — Der Mann war besinnungslos. Nach der Stadt eilen könnte zu spät sein. Kurz, ich drehte meinen Rod um, die Innen-

seite nach außen und trug dann den Mann dem nächstliegenden Wirtschaftshaus am Burgberg zu. Es war vollständig dunkel, als ich droben anlangte. Ich erbatte dem Wirt den ganzen Sachverhalt und er übernahm den übrigen Samariterdienst, legte dem Verunglückten einen Notverband an, räumte ein Bett für ihn ein und schickte zum Arzt. Ich selbst begab mich zur Bezirkswache und erstattete dort Bericht über diesen Vorfall, der mir allerlei Vermutungen aufdrängte. Nachdem das Protokoll aufgenommen war, empfahl ich mich und beschloß diesen Tag mit einigen Gläsern Angarwein.

Zwei Monate waren seit jenem denkwürdigen Tage vergangen, da erhielt ich eine Einladung für kommenden Sonntag zu Dr. G r a s m u s, D . . . Straße 16. Ich vermutete, daß jener Vorfall mit dieser Einladung zusammenhing, obwohl ich in der Zeitung nichts davon las, wer der Verunglückte gewesen sei. Zur bestimmten Zeit begab ich mich nach der D.-Straße 16. Ein schönes Landhäuschen von Reben umponnen mit einem wohlgepflegten Vorgarten, das war das Heim von Dr. Grasmus. Eine alte ehrwürdige Matrone öffnete mir und als ich meinen Namen nannte, reichte sie mir beide Hände und hieß mich willkommen. — Als ich das angewiesene Zimmer betrat, fand ich meine Vermutung bestätigt. Mir gegenüber stand der Mann, den ich aus dem Brunnen gehoben und nach dem Burgberg getragen hatte. Er musterte mich einen Moment, dann ergriß er meine Hände und sagte: „Ihnen verdanke ich vielleicht mein Leben! Seien Sie hier in meinem Hause herzlich willkommen!“ Als ich Platz genommen hatte, mußte ich ihm meine Lebensgeschichte erzählen.

Es war spät am Abend, als ich aufbrach. Auch ich wußte seinen Lebensgang. Er war der Sohn eines jüdischen Arztes und von seinem Vater zum Rabbiner bestimmt. Jedoch seine Neigung zur Philosophie erzeugten in ihm andre Ansichten und so setzte er sich in Widerspruch mit seinen Glaubensgenossen, so daß er es vorzog, das Amt eines jüdischen Theologen zu quittieren. Er lebte ganz der freien Wissenschaft, die ihm durch Schriftstellerei ein bescheidenes Einkommen gewährte. Ich wurde in seinem Hause ein ständiger Gast und ein eifriger Schüler dieses Mannes, der mir, so weit es seine Zeit erlaubte, seine Wissensquellen erschloß und Geist und Herz formte. Von seinem Unfall erzählte er: Er sei am Rande des Brunnens gestanden, da habe sich ein Stein unter seinen Füßen gelöst und so sei er hinabgestürzt. Durch den Aufschlag auf die Steine habe er die Bestimmung verloren und so sei er einige Stunden gelegen.

Nach einem halben Jahre trieb die Wanderlust mich wieder weiter und ich schied von meinem mir liebgeordneten väterlichen Freund, der es auch in materieller Hinsicht an mir nicht fehlen ließ. Bei meinem letzten Besuche überreichte er mir ein Kästchen und ein Buch in Pergament gebunden, das den Titel trug: Das verschleierte Bild zu Sais.

„Das ist mein Vermächtnis an Sie. Denken Sie oft an Ihren alten Freund, lehren Sie wieder, dann ist mein Haus wieder ihre Stätte.“

So schied ich aus dem Hause des Friedens, das mir eine Heimat geworden war, denn ich selbst war ein Waife. Das Kästchen enthielt einen kostbaren Ring, türkische Arbeit. Das Buch bewahrte ich wie ein Heiligtum, es enthielt Aufzeichnungen folgenden Inhalts:

Teurer Freund!

Der Zahn der Zeit nagt an meiner Leislichkeit und für einen Menschen, mit dem es bergab geht, geizt es sich, die Wahrheit zu sagen. Der Staatsrechtslehrer Blunshlie sagte: „Was du für wahr und recht erkennst, das sollst du verteidigen.“ Und Uriel Aloja sagt: „Die Lieberzeugung ist des Mannes Ehre, des Kriegers Fahne, mit der er fallend nicht unruhmlich fällt.“ Meine alten Augen werden sich kaum täuschen, wenn sie Charakteranlagen in Ihnen entdecken, die zu entwickeln Ihnen Ihre höchste Aufgabe sein muß. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, sagt Goethe. Streben Sie danach und Sie werden im Leben nie das seelische Gleichgewicht verlieren. Wonach sollen die Menschen auf Erden trachten? Die Welt zu kennen und sie nicht verachten! — Die Erde ist der Schauplatz unserer Taten. Die göttliche Erde! Die Mutter aller Wesen, sie fragt nicht nach Religion, nicht nach Klasse, sie gibt allen, sie nährt und trinkt die Menschheit aus ihrem nie verriegelten Born. Liebend umschließt sie die Menschheit, keinen Unterschied kennend zwischen Hoch und Nieder. Aus ihrem Busen quellen die wunderbaren Kräfte, alle heilend und stärkend. Die Müden nimmt sie wieder zu sich und schreibt mit Blumen auf ihre Ruhestätte: Hier ruhen meine Kinder! Aber, lieber Freund! Die Geschichte der Menschheit ist eine furchtbare Tragödie, blutreich bis zur letzten Szene. Und die treibende Kraft der Motive, sagen große Gelehrte, ist der Kampf ums Dasein! Alles, wie es ist, mußte so kommen; das behingt die ökonomische Entwicklung. Der Fortschritt ziehe die Menschen zu höherer Humanität empor.

Menschen mit einem Methusalemalter mögen in diesen Sätzen Trost finden, aber die Millionen Armen kann das nicht befriedigen. Jungernde Menschen können sich nicht zur Humanität entwickeln; in ihrer Fortschlangung liegt der Keim der Degeneration und jedes Aufsteigen bedeutet Niedergang. Und sehen Sie! Hier liegt das große Verbrechen, das der Kapitalismus an dem armen Proletariat begeht. Sie mögen die Antwort einwerfen: Das bringe das System mit sich, ein direkter Vorwurf könne dem Kapitalismus nicht gemacht werden, die Selbsterhaltung rechtfertigt dieses Schlim. Lieber Freund! Hier liegt der Saken! — Der Menschheit fehlt an der wahren Gittlichkeit und Moral und speziell den herrschenden Klassen. Sittlichkeit und Moral seien der Menschheit eine Religion, aber Gott sei für die Menschheit eine Wissenschaft. Die Geschichte der Religion stellt für die Menschheit ein trautes Kapitel dar. Da steht Christus! Hier Buddha! Dort Mohamed! Da Zarathustra! Hier wieder Luther u. a. m. und jeder gleich einem Wegweiser zur maßzen

Stüdfeligkeit und weist den Weg zum Himmel. Aber trotz aller Frömmigkeit und trotz aller Friedensschälmeien, die so süß klingen, vermochten alle Religionen den tiefen Sumpf menschlichen Elends nicht zu beseitigen. Mit Gebeten versuchen sie ihn auszutrocknen, sie sehen den vernichtenden Daseinstampfer unter dem Menschen. Sie predigen Duldbung und treiben ihren Schacher mit dem Himmel. Sie huldigen dem zivilisierten Barbarentum, segnen den Brudermord und billigen die ganzen Volksträfte aufzutrüben, um eine allgemeine drohende Gefahr von der Nation abzuwenden. Wenn aber der Akt der Notwendigkeit zum dauernden stabilen Gesetz proklamiert wird, dann hat der Staat die Verpflichtung, einen gerechten Ausgleich zwischen den Volksschichten und den bestehenden Klassen herzustellen, sonst bedeutet ein solches Gesetz eine Leibeigenenschaft zu Gunsten der herrschenden Gesellschaft. Die Religionen erziehen die Menschen zu egoistischen. Alles sollen sie auf Erden Gott zuliebe tun, damit ihr Konto im Himmel sich vermehrt. Eine gute Handlung muß frei aus dem Menschen entspringen, mit Verzicht auf jede Belohnung. Das ist menschlich und edel. Drum setzt das himmlische Ideal auf diese Erde und strebt darnach, vollkommene Menschen zu werden. Erziehet den Menschen zum Menschen, auf daß er erkenne, daß nur im Menschentum die reine Quelle von Stillschließung und Moral emporsprudelt, die sich zu einem gewaltigen Strom ausbreitet, — Menschenliebe und Menschenglück! — Und die Erde ruft uns mit tausend Jungen und mahnt uns allerorts: Ihr seid meine Kinder, seid es auch ganz! — Liebet einander! Denn eure Lebenszeit ist kurz. Erleuchtet euch dieses Leben durch gleiche Pflichten und gleiche Rechte und freut euch brüderlich des schönen Daseins! Sprengt die düstere Hülle, die unsern Geist gefangen hält, streift ab die alten Korsettteile und gebt den freien Gedanken Raum, denn ich, die Erde, bin frei! Und die Kinder dieser Erde dürfen keine Sklaven sein.

Seht! Diese komischen Christen! Da häufen sie Gold auf Gold ihr Leben lang und lassen ihre Mitgeschöpfe im Elend umkommen. Seht! Die Christen, die im Alter fromm werden und dann anfangen, gute Werke zu tun, fromme Bemühen zu fristen, in dem Banne, Gott damit verfühnen zu können. Solche Sündenopfer, an denen das Blut und der Schweiß so vieler armen Menschen fließt, sind Gott nicht angenehm. Kann eine Kirche göttlich sein, die solche Opfer segnet? — Ich habe eine viel zu hohe Meinung von Gott, als daß ich die Vorstellung einer Religion für absolute Wahrheit hinnehmen könnte.

Wenden Sie auf, junger Freund! Die Myriaden leuchtenden Sonnen, leuchtender Sterne, wie goldne Lämmer hüpfen sie durch das Unendliche, erzählend von dem gewaltigen Wechselsprozeß, der dort oben vor sich geht. Wie die Zeit sich aus Tag und Nacht zusammenwebt, so wechselt dort oben Tod und Leben, Paradieseshelle mit schaueroller Nacht und in dieser Mannigfaltigkeit offenbart sich die unendliche Größe der allgewaltigen Natur, sagen wir Gott, die seine Religion zu erschaffen vermog. Dieser große, unendliche Gott, spielt mit den Kindern dieser Erde keine Komödie! Intelligente Menschen, die ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen erfüllen, bedürfen keines Richter's, Menschen, die hier im Elend schwärmen, kann man im Jenseits nicht richten, denn ihre Beschränktheit fielen auf Gott zurück. Es ist eine Schmach, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn Staat und Kirche sich verbrüdern, um den erwachenden Volksegeist in Ketten zu halten. Erdärmlicher kann sich kein Staat blamieren, als wenn er die Weltgeschichte mit Füßen tritt und einer erzeuptionären Liga seine Schule anvertraut und den nach Verbesserung ihrer Lage ringenden Arbeitern seine Gottesgnadenmante zeigt. Der Staat als menschliche Verfassungsordnung aufgefacht, muß die Nichtbestehenden wie die Bestehenden als gleichwertig betrachten. Er muß den Weislosen die gesetzlichen Mittel gewähren, sich als Menschen zu betrachten und sich als solche zu betätigen. Er darf die Weislosen niemals hindern, ihre Arbeitskraft höher anzuschlagen, als man von jenen der Bestehenden im Durchschnitt gewöhnt, sonst setzt sich der Staat, als menschliche Verfassungsordnung aufgefacht, in Widerspruch mit sich selbst und wird zum bloßen Hüter und Schützer der Bestehenden. Drum, lieber Freund! Lernen Sie Ihre Pflichten gegen den Staat kennen und fordern Sie Ihre Rechte. Treten Sie ein in die Reihen jener Männer, die dem Volke den Weg zum Rechte und zum Lichte bahnen. Schwingen Sie kräftig Ihren Hammer, daß er würdig niederfaßt auf den Amboss der Zeit, daß es weislich klingt: Menschenliebe, Menschenglück.

Sie werden den Kopf schütteln über dieses Vermächtnis, lieber Freund! Aber hören Sie: Menschen kommen und Menschen gehen. Ein jeder bringt ein gut Teil Hoffnung mit, würzt damit sein trauriges Erdendasein und pflanzt die Hoffnung noch über das Grab. Und so geht's fort! Weniger hoffen, mehr klar sehen und erkennen. Drum Bildung unter das Volk, freie Bildung, keinen religiösen Festsitz. Religiöse Bildung erlahmt die Spannkraft des Geistes. Sie lieben Ihre persönliche und geistige Freiheit, so lieben Sie auch die freie Wissenschaft und die Menschheit. Innig lieben Sie die Mutter Erde; an ihrem Busen spüren Sie den lebendigen Atem Gottes. Früchten Sie oft in das Schmeigen des Waldes und Zephyr flüstert Ihnen dort ins Ohr vom kommenden Menschentum, wo der Nord eine niederträchtige Feigheit ist, wo Menschenliebe und Menschenglück die Erde bewohnen und die Menschen das wirkliche treue Ebenbild Gottes sind.

### Rorate.

(Nachdr. verb.)

Es war am Weihnachtsmorgen, als ich schon ganz in der Freude aufwachte und aus dem Bett sprang. Die ersten langen Hosen zog ich mit einer Gewandtheit an, als ob ich nie andere getragen hätte, und doch hatte sie das Christkind erst am Abend vorher gebracht. Als ich hastig die Fensterläden aufstieß, fiel eine ziemliche Last Schnee von dem Gesims auf den Boden. Ueber Nacht hatte es einen halben Meter Schnee geworfen, und alles in der kleinen trummen Straße war neu geworden. Ueber die dichtbesetzten Dächer hingen alle Glöden der

Kirche. Sie hingen so weit, so weit, so harmonisch, — fast betäubte mich das Geräusche. . . .

Im Hause gegenüber schlugen gleich naeher auch zwei Fensterläden auf, und ein dreizehnjähriges Mädchen stieg ein „Mö" der Verwunderung über die verdoelbete Welt aus, und ihr Stimmchen klang wie ein silbernes Glöckchen zwischen den schwer brummanden und summanden Kirchenglöden.

In fünf Minuten waren wir beide angezogen und standen nun im Schnee, nahmen uns, ohne ein Wort zu sagen, an der Hand und stampften dann durch die trummen Gassen nach der Kirche. Sie war rund und frisch, ich ein magerer langer Bengel. Wir waren nämlich von Kind an immer gute Kameraden gewesen, und ich hatte ihretwegen manche Krügelei siegreich bestanden. Unsere Eltern fragten uns oft in diesem harmlosen Alter nach dem „Schach". Heute durften wir zusammen ins Rorate gehen.

Wir war alles so schön. Die Brunnen mit ihren Rittern darauf waren kaum mehr zu erkennen. Die kleinen Koloratogirichen, die auf der Stadtmauer standen, hatten keine weiße Pelze umgeworfen. Von den Trauerweiden auf dem alten Kirchhof hingen die langen, dünnen Zweige wie silberne Ketten herab. Und von der Kirche her schienen die großen farbigen Fenster, als ob sie Tore wären, die direkt in den Himmel hinführten. Je näher wir der Kirche kamen, desto gemalteter brauste und dröhnte es in dem alten Turm, der mit seinen verschneiten Pfeilern und Ecken majestätischer da stand als sonst.

Mein kleiner Schach schien all diese Schönheiten nicht zu sehen und zu hören, sondern war ganz still und hielt meine Hand hier und da fester als sonst. Als wir in den Strom der dunklen Menge eintauchten, die sich durch eines der offenen Tore hineinwängte, merkte ich plötzlich, daß mein kleiner Schach, der immer ein lustiges, sehr unternehmendes Persönchen war, die Führung übernahm. Sie brühte sich und mich durch die dicke Menge geschickt und sicher bis an einen der dunkelsten Plätze, hinten, wo die Glöden gelaetet wurden.

Von dem Klang der tausend Röhren und all dem Jauber, der an diesem Tage auch die Hartgefotenen Sinder und die stabilbetonten Kirchengewölbner in die Christmette führte, spürten wir nichts. Wir lebten an einem der Holzstäben, in denen die Seile nach dem Rauten gebunden wurden, und hatten einander immer noch an der Hand. Merkwürdig, sonst war mir immer der Richterhammer, die Musik, bei der ich sonst die zweite Violine strich, die Hauptfache gewesen. Jetzt war mir das alles einerlei. Der blendende Richterklang, die Schalmeyen der Girten auf dem Felde, und der mächtige Gesang des schönen alten Liebes, von dem die ganze Frühmette den Namen hatte: Rorate coeli. . . . „Lautet Himmel, dem Geredeten". . . all dieser duftige Weihnachtsjauber ging jetzt von meinem kleinen Schach aus auf mich über. Wir wurden von den älteren Leuten, die vor uns standen, rücksichtslos an den Hals gefaßt, aber gespürt haben wir es nicht. Im Gegenteil, ein liebes, feines Gefühl riefelte durch meinen Knabenkörper, wenn die Menge uns näher zusammenrückte, als es zum einander an der Hand halten nötig ist.

Gerade, als zum Schluß der Rorate gesungen wurde, hörte ich auf einmal etwas aus dem Munde meines kleinen Schaches ganz leise ins Ohr gesagt, was mich zuerst in Staunen versetzte, dann — ich weiß nicht warum —, erschreckte, und schließlich merkwürdig süß dünkte. Ich drühte ihr nur die Hand und gab ihr die furchtbar dumme Antwort: „Ich hab dich ja schon lange lieb, Vgathle". Die Gegenantwort war: „Weißt du, ich meine an dich; — einfach, ob du mich lieb hast?" In diesem Augenblick wurde unter lautloser Stille der Segen mit der goldenen Monitanz erteilt; und während dieser Stille gab es hinten an dem Kasten, wo die Glödenreihe eingeschlossen sind, ein süßes, helles Geräusch — vielleicht kam es von meinen Lippen — vielleicht von den ihren — ich weiß es nicht mehr.

### Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Durch Schaffhausen, das schöne bündlige Schweizernest mit seinen großen Brunnen und behäbigen Patrizierhäusern, fließt der junge Rhein, ruhig aber rasch, in einem tiefen Grün, gerade als ob sein Welt mit Malachitplatten ausgelegt wäre. Gleich nach seinem Austritt aus der Stadt gerät er in eine leise Aufregung, die sich durch kurze weiße Wellchen anzeigt, und dann geht er auf einmal durch die zehn Rundbogen der über ihn wegführenden Eisenbahnbrücke kühn seinem größten Abenteuer entgegen. Gleich nach der Brücke fangen die Wasser an, zu brodeln und zu kochen, um dann in stürzenden Schaummassen über die Felsen hinwegzufließen.

Die ganze umgebändigte Natur schäumt und quillt und sprüht in donnernden Wogen über das ausgewasene Gestein und zwischen den riesigen Granitblöden hindurch, die wie gemaltige Symbole ungeborener Kraft aus dem weißen Gischt herausragen. In tausend Gestalten suchen die Wasser des jungen Rheins ihren Weg über die abtützenden Felsmassen. In wildem Schaumgelot drängen sie sich durch enge Felsen spalten. Wie lange Silberstrahlen rieseln sie über das dunkelbemooite Gestein. Wie aus den Spriglöchern verborgener Untere steigen zischende Springbrunnen in die Luft. Und um die zwei großen Felsen, die wie mächtige Felsbarriere der Erde die Wogen teilen, schießen wie wilde Schaumrosse die sprühenden Fluten hervor. Und über alledem wehen Dunstschleier, die in den Regenbogenfarben leuchten, die miteinander kämpfen wie zarte Nymphengestalten. Oft tauchen im Wogenschaum nischige Smaragdlichter auf, als ob der Fluß auf seinem Weg durch die jungen Fluren vom Boden der Geröllgrün der Matten in sich aufgelöst hätte. Dann spielen wieder rosafarbene und bläuliche Perlmuttertöne hin und wieder. Dampf brüllt der Strom in seinem Kampf mit den abtützenden Felsentriffen. Ein grandioes Wehen und Säusen erfüllt in gleichen Rhythmen die Luft. Der Rhein singt hier das hohe Lied von der Ewigkeit der Naturkraft. Es sind nicht mehr sehr viele, denen der Rheinfall noch etwas zu sagen hat. Man genießt ihn jetzt zumeist nur noch von der Eisenbahn aus und doch war es Goethe, der noch im vorgerückten Alter so tief,

mit so viel Geduld und Verehrung in dieses Naturwunder blickte, bis er davon überwältigt war und die trotz aller Eintracht doch so unendlich mächtigen Worte sprach: „Herrlicher war das Farbenpiel im Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung lösten schneller, wilder und sprühender zu werden. Leidete Windstöße kräuelten lebhafter die Säume des stürzenden Schamms, und indem die ungeheure Erdrückung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu erliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe."

Zwei junge Handwerksburschen habe ich auf einer Bank sitzend stumm und starr die Wasserwunder des umgebändigten Rheinalles betrachten sehen. Sonst niemanden. Der heutige schweizer Vergnügungsreisende braucht den Schaffhauser Wasserfall nicht mehr gesehen zu haben. Man müßte ihn auslachen, wenn er zu Hause davon erzählte.

Und doch, es gibt noch mehr als einen umgebändigten Rheinfall. Menschenhände haben schon mit ihm geringen und ihn teilweise schon bewungen. Auf der linken Seite wird ein großer Teil des Flusses über hölzerne Wehre in schöne glatte Stauden geleitet und, während die Wellenbrüder und -Schwellern jauchend über die Felsen springen, in dicke, eiserne Röhre gebrängt, aus denen sie gegen eine Turbine oder ein anderes Wasserrad geschleudert werden, so den Menschen Sklavendienste verrichten. Und droben, links über den Ufern des Falles, liegen abschauliche einstöckige Gebäude mit ungleich schiefen Dächern, eins an das andere gedrängt. Mächtern stehen die langen Fabrikbauten mit den oben Fensterreihen da, die modernen Kaufhäuser des Kapitalismus. Saufen und jurend brechen sich in ihnen die Räder der Elektromotoren. Die Menschen, die in blauen Arbeitsanzügen zwischen den Maschinen hin und her laufen, sehen nicht aus, wie glückliche Menschen. Das moderne Mauerittertum ist von einer erschreckenden Farblosigkeit und besitzt nichts von der Romantik des Mauerbittertums im Mittelalter, dessen Wahrzeichen auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer auf einem fahnen Granitfels in die Höhe ragt. Es ist bis das alte Schloß Laufen mit seinen schönen gestaffelten Giebeln. Schmutzes Gesträuch wächst überall aus den Mauern und hier die alte kleine Feste. Von dort herab fielen sie oft mit Hellebarden und Morgensternen unter den Bauern ein und hielten sich, was ihnen wünschenswert schien. Die heutige Methode des Raubens ist viel komplizierter und viel schmerzlicher.

So flürzt der Rheinfall in ewig wechselnder Bewegung, ewig wechselnden Farben, mit ewig wechselndem Brausen, als ein Bild der Urganal der Natur herab zwischen starren, aber trotzdem so leichtvergänglichem Menschennetz. Ich könnte nicht sagen, daß durch die industrielle Ausbeutung des Rheinfalls derlei an Schönheit und Gewaltigkeit eingebüßt habe. Unter dem überwältigenden Eindruck der stürzenden Wassermassen werden die Zeitentwässer des modernen und des mittelalterlichen Raubschlosses einfach vergessen.

### Ueber alte Gebräuche bei Hochzeiten.

(Studie aus dem alten Münchner Leben.)

Ein Bild von dem Aberglauben, der früher besonders bei Hochzeiten herrschte, geben nachfolgende Aufzeichnungen, die sich speziell auf die alte Stadt München beziehen. Ueber besondere herzlenkende Kräfte gollten z. B. folgende Meinungen. Wenn einer etwas begehrt, spreche er in der Stille: „Aesiel Aschied cassua osio" — so kann ihm nichts verjagt sein.

Wer die Zunge einer Turteltaube unter seine Zunge legt, erbält alles, was er will. — Die Taube ist ein heiliges Tier und die Turteltaube insbesondere ein deutsches Symbol der galkelosen Treue.

Wer die heilige Geist-Wurzel bei sich trägt, wird von allen Leuten geliebt. Wer das „Kraut" Verbena (Geystrant) bei sich trägt, wird von jedermann gebrü.

Wenn eine Jungfrau zum Tanze geht und Jehrwurzelkraut in die Schuhe steckt, so müssen die jungen Geleiten ihr zulauen und mit ihr tanzen. Wer einen Entenschabel in seinen Hosenjamm einnäht, dem kann kein Frauenzimmer gram sein. Welche Jungfrau die Katzen — die Liebsterktere der göttlichen Frauwa — lieb hat, die bekommt einen frommen Mann.

Mit unsinniger Furcht glaubte man an die Macht des Nestelknüpfens. Wenn die Brautleute vor dem Altar standen, um sich durch priesterliche Einsegnung zu verbinden und eine böse Person knüpfte in dessen einen Knoten mit besonderen Worten und Zeremonien, so bleibe der Ehepaar aus, oder daß durch ein Schloß, das während der Einsegnung der Verlobten auf eine gewisse Art geschlossen würde, die Unrichtigkeit der Ehe bewirkt werden könne. Das Einbinden eines Knotens in das Hosenband sei schon hinreichend.

Natürlich wäffnete man sich dagegen mit gleichem Aberglauben. Man trug einen Ring, darin das rechte Auge eines Wiefels eingeseht war, man räucherie sich mit dem Jahn eines toten Menschen, genöb die Hauswurzel, oder der Bräutigam zapfte auch, ehe er zur Kirche ging, ein Bier aus und steckte den Papier zu sich. Im benachbarten Trol mußte jeder Hochzeitsgast rote Hochzeitsmütze tragen, damit dem Brautpaar nichts Böses geschehe und das Paar Glück habe. Kurz man verpackte allerlei Dinge, die heutzutage als Karrenposten erscheinen, die aber in weite Ureyt hinaufreichen, denn schon Herodot und Virgil kannten solche Gebräuche. Auch soll das Brautpaar während der Trauung so gedrängt stehen, daß man nicht durchschauen kann. Wer beim Ansehen des Trauunges zuerst den Handfuß vom Finger und die Hand über die andere bringt, erbält die Herrschaft. Auch soll — und das ist ein uraltes Nechtsaltertum — der Bräutigam während der Trauung der Braut auf den Fuß treten, dann behält er das Regiment im Hause. Die Braut kann dadurch die Herrschaft über ihren Mann erlangen, daß sie nach der Trauung ihren Gürtel in die Türschwelle des Hochzeitshauses legen läßt, damit der

Bräutigam darüber treten muß. — Wenn man das erste Mal das Brautpaar aufsteht, so soll man bei Leibe nicht mit der Hand darauf schlagen, sonst entleitet Schlägerer unter den Eheleuten. Wenn auf einer Hochzeit die Hände einander heißen, so ist es ein Zeichen, daß die Eheleute einander schlagen werden. Wenn ein Hund einer Frau durch die Beine läuft, hat sie Schläge von ihrem Mann zu erwarten. Verliert eine Frau das Strumpfband, so ist es ein Zeichen, daß der Mann nicht treu ist.

### Ein Fortschritt in der Milchhygiene.

Es würde sehr bedeutungsvoll sein, wenn man kleinen Kindern rohe, ungekochte Milch verabreichen könnte. Unter den heutigen Kaufmilchverhältnissen ist aber die Gewinnung einer zum Konsum für kleine Kinder geeigneten Milch nur in ganz besonderen Ausnahmefällen möglich; denn einmal ist es überhaupt nicht leicht, eine keimfreie Milch zu gewinnen, sodann aber ist die Möglichkeit, daß Keimkeimstoffe auf irgend einem Wege in die Milch gelangen, fäher auszuscheiden. Besonders gilt das für die Tuberkulose, die ja unter den Milchfäulen so außerordentlich verbreitet ist. Soll nun die Milch roh, also ungedaut, verabreicht werden, so müßte man ein Desinfektionsmittel zur Milch zugeben. Dieses dürfte aber die Milcheigenschaften nicht verändern, müßte aber andererseits die Batterien vernichten und giftig sein. Man hat nun schon seit mehr als zehn Jahren das Wasserstoffperoxyd (H<sub>2</sub>O<sub>2</sub>) zur Vernichtung der Batterien der Milch angewandt, das in der Tat diese Bedingungen so ziemlich erfüllt. Es ist für die Milch ein vorzügliches Konservierungsmittel, da es nur aus Wasser und Sauerstoff besteht und in diese Bestandteile zerfällt. Es bleibt aber bei Zusatz der zur Keimabtötung nötigen Menge des Wasserstoffperoxyds ein Teil desselben unzerlegt, der also nicht in Wasser und Sauerstoff zerfällt. Dieser Rest verleiht der Milch einen bitteren Geschmack, deshalb kann das Mittel doch nicht angewandt werden. Es war also notwendig, diesen Ueberfluß an Wasserstoffperoxyd zu entfernen. Und dieses Problem ist vor circa zwei Jahren von drei belgischen Forschern, de Waele, Sugg und Vandepelbe in ebenso sinnreicher wie einfacher Weise gelöst worden. Es war bereits früher bekannt, daß Wasserstoffperoxyd bei Gegenwart bestimmter Stoffe (Katalysatoren), von denen hier nur solche, welche im Blut von Menschen und Tieren vorkommen, erwähnt seien, schnell zerfällt. Setzt man nun der Milch zunächst Wasserstoffperoxyd zu und fügt man dann, nachdem die keimtötende Wirkung des Wasserstoffperoxyds vorüber ist, eben einen jener Katalysatoren hinzu, so erhält man eine Milch, welche durch das Wasserstoffperoxyd von Keimen befreit ist und infolge des Zusatzes des Katalysators auch keine Spur überschüssigen Wasserstoffperoxyds mehr enthält. Nach dem Urteile der Autoren unterscheidet sich diese keimfreie Milch von der gekochten Milch ganz wesentlich und gleicht in der Beschaffenheit der Milcheiweißkörper der rohen Milch in hohem Maße. Es wird deshalb dies Verfahren auch für die Zwecke der Ernährung von Säuglingen mit ungekochter, keimfreier Milch empfohlen. Die oben genannten drei Belgier verwenden als Katalysator in besterem Wasser gelöstes und dann keimfrei filtriertes Blut. Von Milch und Römer ist das oben beschriebene Verfahren verbessert, indem sie die Einwirkungsdauer des Wasserstoffperoxyds verkürzen und als Katalysator statt der Blutlösung einen Katalysator aus dem farblosen Muskerum, den Center 1903 dazu stellen gelöst hatte, benutzen. Milch und Römer haben in ausführlichen Versuchen nachgewiesen, daß die ungekochte, sterile Milch einer äußeren Keimlichkeit in Bezug auf Gerinnungsfähigkeit, Geschmack, Geruch etc. gleicht. Nach diesem letzteren Verfahren wird die Milch direkt in ein Gefäß gemolten, das so viel Wasserstoffperoxyd enthält, daß ein cem Wasserstoffperoxyd auf 1 Liter Milch kommt. Nach 6 bis 8 Stunden wird 1 Stunde lang erwärmt auf 52 Grad und dann der nach Senta präparierte Katalysator in der Menge von 1/2 bis 1 cem zugefügt. Eine solche Milch ist frei von den in gewöhnlicher Weise züchtbaren Keimen. Um aber Tuberkelbazillen mit Sicherheit zu vernichten, scheint eine längere Einwirkungsdauer des Wasserstoffperoxyds nötig zu sein. Die Kosten des Verfahrens sind zurzeit nicht unerheblich, da das reine Wasserstoffperoxyd teuer ist. Milch und Römer rechnen aber bei ausgedehnter Verwendung auf eine Verbilligung dieses Präparates und berechnen denn die Verteuerung der Milch auf etwa 4 bis 5 Pf. pro Liter. Das Verfahren scheint überhaupt noch verbesserungsfähig zu sein; es wird vielleicht auch möglich sein, noch andere katalytisch wirkende Substanzen oder Verfahren zu verwenden. de Waele, Sugg und Vandepelbe weisen bereits auf Katalysatoren aus dem Pflanzenreiche hin. Vielleicht kann dies Verfahren in geeigneten Fällen auch für die Trinkwassersterilisation bedeutungsvoll werden.

### Aus allen Gebieten.

#### Kinderverziehung.

Vom Sprechenlernen der Kinder. Von sehr großem Interesse ist, wie das Kind sprechen lernt. Dem Sprechenlernen geht durchweg das Sprachverstandnis voraus. Die meisten Kinder verstehen einzelne Worte schon in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres, denn sie wenden den Kopf und strecken die Hände aus nach Gegenständen, die man benennt. Die Bildung der Worte erfolgt ganz allmählich. Der Säugling macht nicht nur Bewegungen mit Armen und Beinen, sondern benutzt auch die Muskeln des Kehlkopfes, der Zunge, des Gaumens und der Lippen und so entstehen zahlreiche Töne und Geräusche, an denen sich das Kind augenscheinlich ergötzt. Auch alle Vokale und Konsonanten, die wir gebrauchen, und noch viele andere, werden spielen hervorgebracht. Durch Nachahmung lernt es alsdann, die Worte zu formen; dies gelingt oft erst nach vielen vergeblichen Versuchen, ebenso wie auch die Greifbewegungen nicht gleich zum Ziele führen. Hat das Kind gelernt, mit bestimmten Worten bestimmte Dinge zu bezeichnen, so drückt es durch ein einziges Wort anfangs nicht einen einzelnen Gegenstand oder Vorgang, sondern in der Regel einen Wunsch, ein Begehren, eine Gemütsstimmung aus, also etwas, was der Erwachene mit einem Satz bezeichnen würde. Mit dem Worte „Lul" will es z. B. sagen: hier ist mein Stuhl, ich will meinen Stuhl haben, ich möchte auf den Stuhl gehoben sein, mein Stuhl ist nicht da usw.